Nr. 494. 42. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 29. September 1913

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist"

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Herrschernaturen.

T. W. Es scheint, daß fünfundzwanzig Standespersonen sich bereit erklärt haben, die albanische Fürstenkrone aufs Haupt zu setzen und dem albanischen Volke ihre Kraft und ihre Liebe zu weihen. In diesem Gedränge gilt, für den Augenblick wenigstens, als aussichtsvollster Bewerber der sympathische Prinz Wilhelm zu Wied, der als Rittmeister bei den Gardeulanen steht, mit der Prinzessin Sophie von Schönburg-Waldenburg verheiratet und auch glücklicher Vater ist und das besondere Vertrauen der österreichischen Thronmacher besitzt. Dann sind zu erwähnen der Herzog Wilhelm Karl Florestan von Urach, Graf von Württemberg, durch Familienverzweigung von der Mutterseite ein Vetter des Fürsten von Monaco, verwitweter Schwiegersohn des verstorbenen Karl Theodor von Bayern, Divisionskommandeur in Stuttgart und achtbacher Papa, und Ferdinand, Herzog von Montpensier, Enkel Louis Philippes, ein schwerreicher, weltkundiger und abenteuerlustiger Mann, der mit seiner Jacht die albanische Küste abstreift und schon sehr viel Geld in diesem Lande seiner Hoffnung zurückgelassen hat. Der Prinz Moritz zu Schaumburg-Lippe, Bruder des regierenden Fürsten Adolf und Breslauer Leibkürassier, ist gleichfalls ein Kandidat von unbestreitbarer Zahlungsfähigkeit, Prinz Harald von Dänemark ist, weil er eine Schwester der Prinzessin August Wilhelm ehelichte, mit der deutschen Kaiserfamilie verwandt, Prinz Wilhelm von Schweden ist mit anderen Tugenden gesiert und Prinz Albert Ghika rühmt sich, ein wenig phantasievoll, seiner Abstammung von dem albanischen Nationalheroen Standerbeg. Zu den mehr oder minder eingeborenen Bewerbern gehören auch Prinz Standerbeg Kastrioti, der in orientalischer Beschaulichkeit in Neapel lebt, der katholische Miriditenhäuptling Prenk Bib Dodor, den Abdul Hamid lange in Konstantinopel gefangen hielt, Achmed Fuad, der offen jede ehrgeizige Absicht leugnet und im Stillen wohl anders denkt, und vor allem jener schlaue Essad Pascha, der es in der Skutarigeschichte abwechselnd mit den Montenegrinern und den Oesterreichern hielt und auch jetzt wieder einen Teil der albanischen Streiter mit starkem Willen um sich schart. Jeder dieser Kandidaten will sich der schwierigen Aufgabe, die Albanier glücklich zu machen und ihnen die monarchische Gesinnung beizubringen, mit Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit unterziehen. Und es ist sehr schön, zu sehen, daß es in der Welt noch so viel Idealismus und Opfermut und so viel königliche Eigenschaften gibt.

Es ist sehr schön, daß zu sehen, aber man darf wohl sagen, daß nicht allein romantikfremden Spießbürgern und schläfrigen Ofenhockern das Verständnis für diesen Heldenwettstreit, für die große Sehnsucht der fünfundzwanzig Weltentbrerer fehlt. Man begreift, daß ein Glücksjäger vom Schlage des stellungslosen Prinzen Ghika oder ein albanischer Bandenführer wie Essad die Macht zu gewinnen versucht, aber man begreift weniger, daß ein Europäer aus guter Fürstenfamilie, ein ordentlicher Mensch mit zivilisierter Lebensauffassung dort irgendeine Befriedigung erhofft. Natürlich denkt jeder dieser Kandidaten: man muß bescheiden und mühselig anfangen, wenn man es zu etwas bringen will. König Karol von Rumänien war auch nur ein unternehmungslustiger Offizier und mußte sich Karl Eitingen nennen, als ihn vor siebenundvierzig Jahren der Donaudampfer heimlich nach seinem Zukunftsreiche trug, und Ferdinand war ein österreichischer Leutnant von sechsundzwanzig Lenzen, als er, ohne in Wien Abschied zu nehmen, mit seinem Sekretär Stanciow nach Sofia fuhr. Aber wenn auch in Rumänien nach dem Sturz des Fürsten Johann Alexander Kuser der Parteizank leidenschaftlich, die Herrschaft der Bojarenhäuser bedenklich, die russische Mühlerei dauernd gefährlich war, so gab es doch Kammern, Behörden, eine Armee, eine staatliche Organisation, und es gab Städte, in denen man, zwischen einer armseligen Menge, gebildete, europäisch erzogene Menschen, die Anfänge einer Industrie und die Resultate fleißiger Arbeit fand. Wenn auch in Bulgarien nach der Beseitigung des Battenbergers und dank den Intrigen Rußlands im politischen Leben ziemlich alles drunter und drüber ging, so waren doch die Grundmauern der Staatsordnung unberührt, die ganze Maschinerie war vorhanden, und die Tüchtigkeit und das Nationalbewußtsein des Volkes halfen über die Schwierigkeiten hinweg. Von Albanien, das nun gewaltsam mit einem Fürsten begnadet werden soll, hat der lesewütigste europäische Bürger bis vor kurzem erheblich weniger als von irgendeinem Südseeinselreiche gewußt. Nicht einmal die englischen Reiseheerden erfreuten dieses Land mit ihrem Besuch.

Der Beglückte, der seine vierundzwanzig Konkurrenten hinter sich lassen und nun Fürst von Albanien werden wird, dürfte bei der Ausübung seines monarchischen Berufes nicht, wie die haßerfüllten und auch nicht immer sanft gesitteten Serben und Montenegriner behaupten, von lauter Menschenfressern umgeben sein. In den Küstenstädten und auch sonst vielleicht noch hier und da leben Jünglinge und Männer, die im Auslande gewelt haben, den Reiz des Kaffeehauses zu würdigen wissen und wie ein Wiener Baron gekleidet gehen, und in diesen Kreisen sind auch das Dolchmesser und die Pistole bereits durch moderne politische Doktrinen ersetzt. Aber was dahinter, in den Bergen haust, ist noch nicht so modern, und sowohl bei den katholischen Miriditen und Malissoren, wie bei den mohammedanischen siebzig Prozent der Bevölkerung gilt die Räuberei noch als ein durchaus ehrenwertes Geschäft. Mohammedaner, Katholiken und Orthodoxe wohnen ohne Einkracht beieinander, die Blutrache gehört zum täglichen Zeitvertreib, und jede begüterte und angesehene Familie bildet sich ihr kleines Reich. Der neue, aus Europa kommende Fürst, dem man eine gute Gesundheit wünschen muß, wird sich dieser vielgestaltigen, ihm fremden Bevölkerung gegenüber sehen, er wird zunächst einmal die abgewiesenen Kandidaten, die eingeborenen, landeskundigen, mit allen Sippen versippten Nebenbuhler niederzuhalten haben, die, wie Essad, von wohlgerüsteten Streitern begleitet sind, und es ist nicht recht klar, auf welches treue Heer, auf wen und auf was, er sich bei diesem Beginnen zu stützen gedenkt. Er wird dann weiter mit der ewigen Kampflust zu rechnen haben, die sich, wie in diesem Augenblick, an der serbisch-albanischen Grenze, oder in den montenegrinisch-albanischen Grenzgebieten unzähmbar regt, und ebenso mit der Eifersucht, die im Süden Griechen und Albanier gegeneinander treibt. Macht er diese, nie ganz einschlummernde Bewegung nicht mit, tritt er in diesen fortwährenden, keineswegs nur von den albanischen Zänkern verschuldeten Raufereien nicht entschlossen vor sein getreues Volk, so wird die energische und handkräftige Bevölkerung ihm sehr bald ihre Untertanenliebe entziehen — und macht er mit, tritt er in all diesen, durch eine geklüftelte und gewaltsame Grenzführung jetzt ins Endlose vermehrten Streitigkeiten für die Seinigen ein, so erwarten ihn die Kriegsdrohungen der Nachbarn, die Beschwerden gekränkter Großmächte und wochentlich ein neuer Konflikt. In den meisten Teilen seines Fürstentums sind die Wege entsetzlich, Schulen, Krankenhäuser und andere nützliche Anstalten existieren kaum dem Namen nach, die Reste der türkischen Verwaltung sind vermutlich nicht gerade einwandfrei, und da er sich mit hohen Steuern die Neigung seines Volkes verscherzen würde, erwächst ihm die angenehme Pflicht, Albanien aus seinem eigenen Vermögen aufzufüttern und recht freigebig zu sein. Hofft er, jedem Untertan sein Haupt in den Schoß legen zu können und so billig davon zu kommen, wie der „reichste Fürst" im Gedicht? Er wird bei dieser Kopfbettung jedenfalls darauf achten müssen, daß alles hübsch beieinander bleibt.

Was also ist es, das die fünfundzwanzig Thronkandidaten nach Albanien ziehen kann? Es ist nicht der Erwerbssinn, denn dem Souverän wird nichts geschenkt werden, und es wird ein fröhlicher Geber verlangt. Auch nicht ein Sultansleben mit vielen holden Frauen bietet sich hier den unverehelichten Bewerbern dar, denn die Frauen Albaniens sind zwar hold und von selten schöner Gestalt, aber die blutdürstige Eifersucht der albanischen Männer ist allgemein bekannt. Der Wunsch, eine Rolle in der Geschichte zu spielen, stachelt gewiß manchen ruhmlüsternen Mann zu kühnen Unternehmungen an. Aber es wäre noch nicht monumental, wenn selbst in den späteren Geschichtsbüchern stände: „Emil I., 1913 Fürst von Albanien, 1915 wieder verjagt." So läßt sich der gewaltige Zudrang zu dem noch ungezimmerten Thron nur mit der These erklären, daß manche Naturen eben zum Herrschen geboren sind, und wer wollte nicht eine Genugtuung darüber empfinden, daß es in unserer angeblich gleichmacherischen Zeit fünfundzwanzig geborene Herrschernaturen gibt? Solche Persönlichkeiten lassen sich so wenig zurückschrecken, wie, nach Goethes Tassowort, das eben wieder von einer Berliner Bühne zu uns drang, der Seidenwurm sich das Spinnen verbieten läßt — sie müssen ihren Beruf, ihre Mission auf Erden erfüllen. Es ist der gleiche Trieb, der den Seidenwurm und den albanischen Kronenfreier zu edler Beharrlichkeit zwingt. Nur mit dem Unterschiede, daß der Seidenwurm Seide spinnt.

Der Friede von Konstantinopel.

Der Wortlaut des Friedensvertrages. — Die Regelung der Muftifrage. — Die Zusatzprotokolle.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Konstantinopel, 28. September.

Der noch unveröffentlichte türkisch-bulgarische Friedensvertrag, der morgen unterzeichnet werden wird, hat nach einer mir vorliegenden authentischen Kopie folgenden Wortlaut:

Ihre Majestäten, der Kaiser der Osmanen und der König von Bulgarien haben, beseelt von dem Wunsch, auf denselben Grundlage den Zustand, der durch die Ereignisse seit Abschluß des Londoner Vertrages eingetreten ist, zu regeln und die freundschaftlichen und freundnachbarlichen Beziehungen, die für das Wohl ihrer Völker so notwendig sind, wiederherzustellen, beschlossen, diesen Vertrag abzuschließen. Sie wählten dafür eine Reihe von Bevollmächtigten (es folgen die Namen der Delegierten), die nach Vorlegung vollgültiger Vollmacht folgendes vereinbarten:

Grenzen: Dieser Punkt deckt sich mit dem, was aus den Verhandlungen bereits bekannt wurde.

Räumung der besetzten Gebiete und Demobilisation: Zehn Tage nach Unterzeichnung des Vertrages werden die beiderseitigen Armeen, die dem anderen Teil zufallende Gebiete be-

Tolstois Ehedrama.

Ein tragisches Buch.

Von [Nachdruck verboten.]

Friedrich Krantz (Petersburg).

Es gibt Bücher, deren erschütternde Wirkung nicht von dem ausgeht, was darin steht, sondern von dem, was darin verschwiegen wird. Ein solches Buch ist der Band Briefe Leo Tolstois an seine Frau. Ein tragisches Buch. Doppelt tragisch, weil es rechtfertigen soll und nur noch mehr anklagt. Eine im Innersten verwundete Frauenseele enthüllt ihr Heiligstes vor der gefühllosen Menge und hofft schmerzlich, daß die feindselige Welt nun endlich auch ihre Tragödie erkennen und ihren Schmerz und ihren Kampf verstehen und billigen werde. Sie will sich rechtfertigen, will beweisen, daß alle Anschuldigungen, die man gegen sie erhoben hatte, böswillig und ungerechtfertigt sind, und sie ruft dazu den zum Zeugen an, der allein die Ursache dieser Anschuldigungen war. Auf dieses Zeugnis baut sie all ihre Hoffnung . . . Das Zeugnis aber versagt und wendet sich in das Gegenteil des Erhofften. Was es sagt, rechtfertigt nicht, was es verschweigt, klagt an . . .

Es ist im allgemeinen nicht Brauch, Briefe hervorragender Menschen, soweit sie rein persönlichen, intimen Charakters sind, mit übermäßig großer Eile der Oeffentlichkeit preiszugeben. Solche Briefe sind überhaupt nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, und es hat immer etwas Unsympathisches an sich, wenn sie trotzdem — aus welchen Gründen es auch immer sei — der Menge zum Beschnüffeln hingeworfen werden. Doppelt unsympathisch muß es aber berühren, wenn die Freigabe solcher intimen Dokumente mit der ausgesprochenen Absicht geschieht, den Schatten eines großen, kaum verblichenen Toten, dessen Hand und dessen Herz diese losen Blätter geschrieben haben, nur zu dem Zwecke zu bemühen, damit er im kleinlichen Streite parteilicher und persönlicher Interessen zugunsten dessen zeuge, der ihn beschwor, aus den Gefilden der Seligen in den Staub eines aufgewühlten Ameisenhaufens hinabzusteigen.

Die Gräfin Sophie Tolstoi wurde von dem schmerzlichsten Augenblicke ihres Lebens an, da ihr Gatte sein Haus verließ, um, einem Bettler gleich, fast auf der Landstraße zu sterben, von aller Welt beschuldigt, die Ursache davon zu sein, daß einer der größten Menschen unserer Zeit ein solches Ende gefunden habe. In dieser Form ist eine solche Anklage gewiß ungerecht. Nicht Ursache für seine Weltflucht, sondern ein Hemmnis dafür war für Leo Tolstoi sein Weib und sein Haus. Das Leben eines Anachoreten erschien ihm zuletzt als die einzig berechtigte Daseinsform für einen Menschen seines Schlages. Sein Weib und sein Haus hinderten ihn daran, dieser Erkenntnis, wie er es gewohnt war, auch gleich die Tat folgen zu lassen, und hier liegt der Schlüssel zum Verständnis des letzten Teiles der Tolstoischen Ehetragödie.

Aber welches Recht, ja welches Interesse hat die Oeffentlichkeit daran, in diesen Intimitäten herumzuwühlen? Was geht es die große Menge an, in welchem Grade die Rücksichten auf seine Familie diese oder jene private Handlung Tolstois beeinflußt haben? In seinen Werken und in seinem Wirken in der Oeffentlichkeit hat sich Tolstoi von keinen anderen Rücksichten leiten und beeinflussen lassen, als einzig und allein von seinem Gewissen und von dem Glauben an die Notwendigkeit dessen, was er schrieb und was er tat. So kennen wir den immer die Wahrheit suchenden, immer aufrechten Tolstoi und so sollte er uns erhalten bleiben.

An diesem Tolstoi ändert nun freilich der von seiner Frau soeben herausgegebene Band seiner Briefe an sie rein gar nichts, er deckt uns nur die Qualen auf, die dem Denker Tolstoi auch als Ehemann und Familienvater nicht erspart geblieben sind. Das macht die Tat der Drucklegung dieser Briefe und die Eile, mit der sie der Oeffentlichkeit übergeben werden, nicht sympathischer. In dieser eiligen Herausgabe so intimer Briefe verrät sich unwillkürlich eine bange Unruhe der Herausgeberin vor einem verdammenden Urteil und das Verlangen, einem solchen Urteil zu rasch wie möglich vorzugreifen.

„Was mich veranlaßt hat, diese Briefe der Oeffentlichkeit zu übergeben," schreibt die Gräfin in dem Vorwort zu dem tragischen Buche, „ist der Umstand, daß man nach meinem Tode, der nicht mehr fern ist, sicherlich mein Verhältnis zu meinem Manne und seine Beziehungen zu mir in der üblichen Weise mißdeuten und unwahrhaft schildern wird. So mögen sich denn die, die sich dafür interessieren, ihr Urteil nicht nach bloßen Vermutungen, leerem Gerede und hohlen Erfindungen, sondern nach den wahrhaften Quellen bilden, die diese Briefe darstellen. Und mögen sie Nachsicht haben mit einem Weibe, dessen Kräfte vielleicht nicht ausgereicht haben, um von Jugend an die hohe Aufgabe, die Frau eines Genies und eines großen Menschen zu sein, zu erfüllen."

Dieser Nachsatz versöhnt, weil er menschliches Mitgefühl mit dem Leid eines vielgeprüften Frauenherzens erweckt — ach, wie relativ ist doch der Begriff des Leidens! — aber auch er rechtfertigt die Tat nicht, die sich selbst nicht rechtfertigt.

Man greift mit Zagen nach dem stattlichen Band, man kann sich des peinlichen Gefühls nicht erwehren, daß man aus diesen, ihrem ganzen Charakter nach intimen Briefen etwas erfahren könnte, was ein Genie als sein Geheimnis gewahrt wissen wollte. Doch hat man erst einige dieser Briefe aufs Geratewohl gelesen, dann schwindet bald dieses Gefühl des Unbehagens, und eine andere Frage drängt sich unwillkürlich auf, die Frage, ob es denn wirklich Tolstoi war, der diese trockenen, hausbackenen Briefe geschrieben hat. Es ist sein eigentümlicher Stil, gewiß! — es sind auch seine köstlichen Bemerkungen, die sich hin und wieder vom grauen Texte leuchtend abheben, aber es ist nicht der Tolstoi, den man aus seinen Briefen an andere Adressaten kennt.

Diese trockenen Briefe sind farblos, noch mehr: sie sind gewollt farblos, sind alltäglich grau. Häusliches und Geschäftliches ohne jede individuelle Prägung. Als Material sind sie natürlich interessant, wie alles interessant ist, was einen großen Menschen angeht, aber in fast allen diesen langen und kurzen Briefen ist Tolstoi nicht er selbst, und wäre von ihm nichts weiter auf uns gekommen als diese Briefe, so würde die Welt nichts von den fürchterlichen Kämpfen erfahren haben, die, so lange er lebte, in seinem Herzen getobt haben.

Nur in ganz wenigen Briefen an seine Frau berührt Tolstoi die ihn bewegenden Fragen, und er tut es auffallend ängstlich, fast schüchtern. Der Streiter Tolstoi, der mit beispiellosser Kühnheit gegen alles ankämpfte, was nach seiner Erkenntnis falsch war, meidet hier ängstlich jede Frage, deren Erörterung ihm gewagt erscheint.

Im Jahre 1883 wird Tolstoi zum Geschworenen bestimmt. Er lehnt das Erscheinen beim Gericht unter Berufung auf seine religiösen Ueberzeugungen ab. Und schreibt an seine Frau:

„Bitte, sei mir nicht böse, daß ich Dir davon nicht früher Mitteilung gemacht habe. . . . Das hätte Dich aufgeregt. Du hättest mich erregt und ich war ohnehin erregt genug . . ."

Wieviel Bangigkeit verrät dieses Eingeständnis, wieviel zarte, sorgende, doch zugleich auch für ihn qualvolle Rücksichtnahme liegt darin!

Dann folgen wieder Briefe, viel Briefe, die sich mit rein äußerlichen Dingen beschäftigen, — fast alle dieses gegen 600 Seiten starken Bandes. Höchst selten verläßt Tolstoi diese Objektivität, und dann spricht er schmerzlich und traurig zu seiner Frau, wie wenig sie sich gegenseitig doch verstehen. Und einer dieser seltenen Briefe, der vom